GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Betroffenen-Netzwerke und biografische Forschung : Das Beispiel der Besatzungskinder in der deutschen Nachkriegsgeschichte

Kleinau, Elke

2015

https://doi.org/10.25595/1343

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kleinau, Elke: *Betroffenen-Netzwerke und biografische Forschung : Das Beispiel der Besatzungskinder in der deutschen Nachkriegsgeschichte*, in: Journal / Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (2015) Nr: 37, 66-72. DOI: https://doi.org/10.25595/1343.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Elke Kleinau

Betroffenen-Netzwerke und biografische Forschung. Das Beispiel der Besatzungskinder in der deutschen Nachkriegsgeschichte

1. Einleitung

Die Frage nach Netzwerken trat in unserem Projekt „Besatzungskinder in Nachkriegsdeutschland. Bildungs- und Differenzerfahrungen"[1] als eine erkenntnistheoretische, methodische und quellenkritische auf. Seit den Anfängen einer gemeindesoziologischen Netzwerkforschung wird die Bildung von Betroffenen-Netzwerken oder Selbsthilfe-Netzwerken im positiven Sinne als eine Ermächtigungsstrategie dargestellt, über die Betroffene gestärkt ihre Sache in der Öffentlichkeit vertreten. Für historisch-biografische Forschung kann sich diese Strategie als ein Effekt herausstellen, der bei der historischen Rekonstruktion von Bildungs- und Differenzerfahrungen mit berücksichtigt werden muss. Dazu werden im Folgenden einige Überlegungen zu den Fallstricken biografischer Forschung und über den Umgang mit Betroffenen-Netzwerken herausgearbeitet.

Am 8. Mai 2015 jährte sich zum 70. Mal das Ende des Zweiten Weltkrieges und auf wissenschaftlichen Tagungen, in Sammelbänden (Stelzl-Marx/Satjukow 2015; Baur-Timmerbrink 2015) und Zeitschriftenartikeln (Kleinau/Mochmann 2015) wurde explizit einer Bevölkerungsgruppe gedacht, die lange Zeit im kollektiven Gedächtnis der Nationen wenig präsent war: Es handelt sich um die sogenannten Besatzungskinder, d. h. Kinder der Jahrgänge 1945 bis 1955[2], die aus einer sexuellen Beziehung zwischen einem Angehörigen der alliierten Streitkräfte und einer einheimischen Frau hervorgegangen sind. Die Grenze zwischen freiwilligen und erzwungenen sexuellen Kontakten war im besetzten Nachkriegsdeutschland fließend. Nicht alle Kinder entstammen einer einvernehmlichen sexuellen Begegnung oder gar einer Liebesbeziehung. ‚Überlebensprostitution' war an der Tagesordnung und in vielen Fällen war der Tausch von Sex gegen Ware oder Geld „keine ‚freiwillig' getroffene Entscheidung" der Frauen (Lee 2009: 37). Vor allem in den letzten Kriegsmonaten überwogen Fälle sexueller Gewalt, die entgegen populären Annahmen in Zeiten des Kalten Krieges nicht nur von Rotarmisten, sondern auch von Angehörigen der amerikanischen, französischen und britischen Truppen verübt wurden (vgl. Gebhardt 2015).

Ein Band sticht aus den bisher erschienenen Publikationen heraus. Hatte die Historikerin Barbara Stelzl-Marx (2012) bereits ein Kapitel ihrer Habilitationsschrift der Situation der österreichischen Besatzungskinder gewidmet, so liegt seit Anfang des Jahres 2015 eine erste Monografie vor: „‚Bankerte!' Besatzungskinder in Deutschland nach 1945" von Silke Satjukow und Rainer Gries (2015) dokumentiert das von Lutz Niethammer an der Universität Jena geleitete Forschungsprojekt über „Besatzungskinder Zur Sozial-, Diskurs- und Biographiegeschichte einer in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften beschwiegenen Gruppe". Das Projekt – in der Tradition der *oral history* stehend (vgl. Niethammer 1978) – hat neben der akribischen Auswertung großer archivalischer Bestände auch Interviews mit betroffenen Besatzungskindern, in einigen Fällen sogar noch mit deren Müttern geführt. Das Buch wird in der Szene der zum Thema forschenden Wissenschaftler/innen sowie in den Netzwerken der Betroffenen intensiv diskutiert und löst ausgesprochen ambivalente Reaktionen aus. Am Beispiel des Themas und speziell an dieser ersten monografischen Aufarbeitung werden deshalb einige grundlegende Probleme historisch-biografischer Forschung im Umgang mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und deren Netzwerken zur Diskussion gestellt.

2. Methodische Probleme

2.1 Interviewführung und -auswertung

In der deutschen Zeitgeschichte lässt sich Oral-History-Forschung bis Ende der 1970er Jahre zurückverfolgen. In Abgrenzung zur klassischen Sozialgeschichte rückte sie Wahrnehmungen, Erfahrungen und Handlungen von sogenannten ‚kleinen' Menschen ins Zentrum, die in der Geschichtsschreibung bislang kaum zu Wort gekommen waren. Vieles geschah außerhalb der etablierten Historikerkreise, in lokalen Geschichtswerkstätten und Stadtteilarchiven mit dem Anspruch einer „Geschichte von unten", die sich zunächst auf die Alltagsgeschichte von Menschen im Nationalsozialismus konzentrierte. Wird Zeitgeschichte als „Epoche der Mitlebenden" (Rothfels 1953, zit. nach: Andresen/Apel/Heinsohn 2014: 16) verstanden, verändern sich

[1] Das Projekt wird von der DFG gefördert und von Rafaela Schmid und mir durchgeführt.

[2] Die ersten Besatzungskinder wurden Ende des Jahres 1945 geboren, am 5. Mai 1955 endete mit der Unterzeichnung der Pariser Verträge offiziell die Besatzungszeit.

im Laufe der Zeit die Gruppe der zu Interviewenden und damit auch die Forschungsthemen. Nach den Kriegskindern, d. h. der Gruppe, die den Zweiten Weltkrieg und seine Auswirkungen, beispielsweise in Form von Bombenangriffen auf deutsche Städte, miterlebt hat (vgl. Lorenz 2005, Radebold u. a. 2009),[3] stehen jetzt die Nachkriegskindheiten im Fokus der Forschung und damit auch die Gruppe der Besatzungskinder. In den Anfängen konzentrierte sich der Diskurs vor allem auf ‚schwarze'[4] Kinder, die aus deutsch-amerikanischen Beziehungen hervorgegangen sind (vgl. Fehrenbach 2001 und 2005; Lemke Muniz de Faria 2002). Das mag damit zusammenhängen, dass bis Mitte der 1950er Jahre über die Hälfte aller gezeugten Besatzungskinder in Westdeutschland einen Amerikaner zum Vater hatten.[5] In den Jahren danach stieg die Zahl auf fast 80 % an (vgl. Lee 2009: 343f.). Dass es auch in den anderen Besatzungszonen Beziehungen zwischen deutschen Frauen und Angehörigen der alliierten Streitkräfte gab, und dass die jeweiligen Besatzungsmächte sehr unterschiedliche Strategien im Umgang mit den ‚Kindern des Feindes' pflegten, ist in der Studie von Satjukow und Gries (2015) fundiert und äußerst detailreich herausgearbeitet. Über die russisch-deutschen Besatzungskinder war bislang wenig bekannt, weil das Thema in der DDR im Interesse der deutsch-sowjetischen Freundschaft im öffentlichen Raum tabu war. Neu und informativ sind auch die Erkenntnisse über die Bemühungen Frankreichs, ‚seine' Kinder – allerdings nur die körperlich gesunden und nichtbehinderten – in die *Grande Nation* ‚heimzuholen'. Unbefriedigend bleibt jedoch bei Satjukow und Gries der Umgang mit den erhobenen Lebensgeschichten, deren Potenzial bei weitem nicht ausgeschöpft wurde. Die methodische Vorgehensweise ist dem Band nicht zu entnehmen. Die Leserinnen und Leser erfahren weder, wie die Interviewteilnehmer/innen rekrutiert wurden und welche Art von Interview mit ihnen geführt wurde, noch wie die Interviews ausgewertet worden sind. Satjukow und Gries geben in ihrer Einleitung lediglich zu Protokoll, dass die „im höchsten Grade emotional aufgeladenen Selbstaussagen" sie „vor eine außergewöhnliche methodische Herausforderung" gestellt hätten. Der Geschichtsschreibung fehlten „bislang komplexe, die Disziplinen überschreitende Befragungs- respektive Analysemodelle […]. Dieses Desiderat bleib[e] eine Herausforderung für die Forschung" (ebd.: 2015: 20).

Nun sollte die Bedeutung der Disziplingrenzen an dieser Stelle nicht unterschätzt werden, aber nicht nur die Oral-History-Forschung ist mittlerweile methodisch durchaus ausgefeilt (vgl. Andresen/Apel/Heinsohn 2014). Auch bei einem Blick über den Tellerrand der eigenen Zunft hinaus wären die Autorin/der Autor in der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung fündig geworden, da diese im Bereich der qualitativen Methoden einen deutlichen Vorsprung an theoretischer und methodischer Reflexion zu verzeichnen hat (vgl. Wierling 2003: 85).

Die erhobenen Lebensgeschichten werden von Satjukow und Gries nicht als Ganzes interpretiert, sie werden oftmals nur als anschaulicher Einstieg genutzt oder als Illustration bzw. Beleg der einen oder anderen Aussage herangezogen. Die Art und Weise, *wie* Bezugnahmen auf die Interviews in den Text eingebaut werden, wirkt hochgradig irritierend. Es ist nicht allein der bloße Wechsel vom Imperfekt, der bevorzugten Erzählzeit der Historiker/innen, ins Präsens, der Anschaulichkeit und Authentizität suggerieren soll; der Erzählgestus hinterlässt vielmehr den Eindruck, als seien die Autorin/der Autor in diesem „wunderschönen ersten Nachkriegssommer" selbst dabei gewesen, als sich die 17-jährige Erika und der russische Sergeant Jewgeni ineinander verliebten (Satjukow/Gries 2015: 10). Auch als Jewgeni nach dem offiziellen Bekanntwerden seiner Beziehung zu Erika in einer Nacht-und-Nebel-Aktion in die Sowjetunion zurückverfrachtet wird und Erika mit den mittlerweile zwei kleinen Kindern einen Suizidversuch unternimmt, erleben die Autorin/der Autor anscheinend hautnah mit, wie Erika den Gashahn aufdreht und die gerade drei Jahre alte Karin „die weinende Mutter in ihre Ärmchen" schließt und sie „so fest an sich [drückt, E. K.], wie sie nur kann" (ebd.: 22). Dieses Nähe und emotionale Betroffenheit suggerierende Stilmittel wird durchgängig – ob im Hinblick auf einen größeren, an biografischen Erzählungen interessierten Leser/innen/kreis sei dahingestellt – eingesetzt und lässt die professionelle Distanz vermissen, die bei aller sich einstellenden emotionalen Nähe zu den Interviewten doch nicht völlig aufgegeben werden darf.

Viele Besatzungskinder teilen, so der bisherige Stand der internationalen Forschung (vgl. Lee/Mochmann/Stelzl-Marx 2009), das Schicksal der Traumatisierung. Dieser aus der Psychiatrie bzw. Psychotherapie stammende Begriff wird in der historischen Forschung reichlich undifferenziert eingesetzt, was in den Anfängen der Forschung dem Thema und den sich konstituierenden Betroffenen-Netzwerken die nötige öffentliche Aufmerksamkeit sicherte. Mittlerweile sollte dieser Begriff aber nicht mehr unterschiedslos für alles, was das 20. Jahrhundert an schrecklichen Erfahrungen für Menschen bereithielt, genutzt

[3] Die Forschung über Kriegskinder konzentriert sich allerdings einseitig auf Kinder der deutschen Mehrheitsgesellschaft und ignoriert weitgehend die aus der nationalsozialistischen ‚Volksgemeinschaft' ausgegrenzten Kinder und deren prekäre Lebenssituationen.

[4] In Anlehnung an die *Critical Whiteness Studies* setzen wir Begriffe wie ‚schwarz', ‚farbig', ‚weiß' in Anführungszeichen, um den Konstruktionscharakter der Begriffe deutlich zu machen (vgl. Walgenbach 2008).

[5] In der sowjetischen Besatzungszone und der späteren DDR wurden offiziell nie Zahlen erhoben.

werden. Zur Orientierung bietet sich das international anerkannte Klassifikationssystem der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (ICD-10) an, das eine relativ enge Definition vornimmt. Ein Trauma ist demzufolge „ein belastendes Ereignis oder eine Situation kürzerer oder längerer Dauer, mit außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophenartigem Ausmaß, die bei fast jedem eine tiefe Verzweiflung hervorrufen würde" (zit. nach Kaiser et al. 2015: 43). Die Diagnostik können Historiker/innen, aber auch Sozial- und Erziehungswissenschaftler/innen getrost den Angehörigen psychotherapeutischer Berufe überlassen. Sie sollten nicht vorab davon ausgehen, dass *jedes* Besatzungskind Diskriminierungserfahrungen ausgesetzt war und demzufolge traumatisiert sein *muss.* Dieser Appell ist keineswegs so absurd, wie er klingt, wie das folgende Beispiel zeigt.

Die Betroffenen, die auf der Suche nach ihrem Vater waren oder sind, haben sich mittlerweile in Netzwerken wie *GI-Traces, Russenkinder* und *Coeurs sans frontières – Herzen ohne Grenzen* zusammengeschlossen und unterstützen sich gegenseitig. In *Coeurs sans frontières* sind neben deutsch-französischen Besatzungskindern auch französisch-deutsche Wehrmachtskinder organisiert. Als wir auf dem Jahrestreffen von *Coeur sans frontières – Herzen ohne Grenzen* im März 2015 unser Projekt[6] vorstellten und um Interviewteilnehmer/innen warben, mussten wir uns einer harten Befragung durch die Betroffenen nach unseren Forschungsprämissen stellen. Einige der Anwesenden hatten zuvor an einer anderen Studie teilgenommen und einer von ihnen war in der Interviewsituation mit der Aussage konfrontiert worden, entweder sei er die große Ausnahme oder er sage nicht die Wahrheit, weil er angäbe, nicht traumatisiert zu sein. Aus dieser Äußerung spricht die Enttäuschung der Forscherin/des Forschers, dass sich der Zeitzeuge der zuvor erdachten Geschichte verweigert, seine Lebensgeschichte nicht zu der passt, die erzählt werden soll. Von dem „Enttypisierungsschock", der dann einsetzt, wenn der Forscher „nahe genug die Lebenswirklichkeit seiner Gesprächspartner und die Deutungen ihrer Erinnerungen wahrnimmt, in seinen mitgebrachten Fragen und Begriffen verunsichert und über sie hinausgeführt wird" (Niethammer 1985: 410), ist da wenig zu spüren, hingegen der Drang, die Geschichte zu einem bereits feststehenden Ende zu führen.

Trotz alledem sind Interviewtranskripte dieser Art für die Forschung keineswegs wertlos, da qualitativ Forschende „grundsätzlich Akteure in einem sozialen Raum sind, der durch ihre Anwesenheit konstituiert wird und der das Verhalten aller Beteiligten bestimmt" (Jensen/Welzer 2003: unpag.). Die von den Interviewten verfasste Erzählung ist somit zu verstehen als ein *„Interaktionsprodukt"* und auch als ein *„Interaktionsangebot"* an den/die Interviewer/in (zit. nach Klein 2000: 80). Als methodische Konsequenz ergibt sich, dass der Erzähltext nicht als Monolog, sondern als Dialog aufgefasst, ausgewertet und interpretiert werden muss. Am eindrucksvollsten demonstriert hat dieses Verfahren, wie die Vergangenheit im gemeinsamen Gespräch entsteht, geradezu verfertigt wird, die Forscher/innengruppe um Harald Welzer (2005) in ihrer Studie „Opa war kein Nazi".

Biografische Forschung steht vor dem Problem der prinzipiell unabgeschlossenen Kommunikation, dem mit den Konzepten des *theoretical samplings* und der *theoretisch-empirischen Sättigung* begegnet wird (vgl. Strauss 1991). Wenn nach einer bestimmten Anzahl von Interviews keine grundlegend neuen Gesichtspunkte auftauchen, kann die Suche nach weiteren Interviewpartner/inne/n eingestellt werden. Das hat einen „gewissen Plausibilitätsgrad" (Bois-Reymond 2001: 223), kann aber aus zwei Gründen zu kurz greifen: Zum einen kann es immer noch Befragte geben, die neue Erlebnisse und Erfahrungen mitzuteilen haben,[7] zum anderen kann es sein, dass bestimmte Aspekte des Themas noch nicht hinreichend durchdacht worden sind, nicht danach gefragt wurde bzw. entsprechende Andeutungen im Interview nicht als solche erkannt wurden. Solchen möglicherweise auftretenden Fehlschlüssen kann man durch Diskussionen in einer Forschungswerkstatt mit biografisch arbeitenden Kolleginnen und Kollegen auf die Spur kommen, die als Korrektiv der eigenen subjektiven Auslegung der Interviews fungiert.

2.2 Vom Nutzen und Nachteil von Betroffenen-Netzwerken

Aufgabe der Forscherin/des Forschers ist es in dieser Vorstellung vom dialogischen Charakter eines Erzähltextes, sich von seinen Gesprächspartner/inne/n nachhaltig irritieren zu lassen, bestehende Vorannahmen zu verwerfen und neue Gedankengänge und Interpretationsmöglichkeiten zuzulassen. Je mehr sich die Besatzungskinder in Netzwerken organisieren und über die Netzwerke mit Wissenschaftler/inne/n kommunizieren, stößt dies an Grenzen. Zum einen gibt es Bestrebungen der Netzwerkorganisator/inn/en, sich als *gatekeeper* zu betätigen, d. h., den Zugang zu regeln, etwa zu entscheiden, wessen Projekt über den Netzwerkverteiler publik gemacht wird. Die Weigerung, den Aufruf zur Teilnahme an unserer Studie weiterzuleiten,

[6] Der Zugang zum Feld gestaltete sich zunächst schwierig. Erste Interviewpartner/innen konnten wir über eine Pressemitteilung der Universität zu Köln und über den Newsletter von *Children born of war,* einem internationalen Netzwerk, in dem sich Wissenschaftler/innen unterschiedlicher Disziplinen zusammengefunden haben, gewinnen. Da auch Betroffene den Newsletter abonnieren, kamen wir über diesen mit den Betroffenen-Netzwerken in Kontakt.

[7] Das weitverbreitete Diskriminierungsnarrativ hält manche Betroffene von einem Interview ab, weil sie der Meinung sind, nichts Spektakuläres zum Thema beitragen zu können. Es ist ein schwieriger Verdeutlichungsakt, dass man als Forscherin auch an solchen Lebensgeschichten interessiert ist, die nicht ins vorherrschende Narrativ passen.

wurde z. B. von einer Netzwerkerin damit begründet, dass ‚ihre Leute' noch von der letzten Befragung re-traumatisiert seien und ihnen eine neuerliche Befragung nicht zuzumuten sei. In letzter Konsequenz bedeutet diese Einstellung bzw. Verhaltensweise die Entmündigung der Betroffenen. Sie werden nicht als eigenständig denkende und agierende Menschen wahrgenommen, die selbst in der Lage sind, darüber zu entscheiden, mit wem sie sprechen wollen bzw. mit wem nicht.

Der Umgang von Forscher/inne/n und Betroffenen erfordert *gegenseitigen* Respekt und stellt zudem hohe Anforderungen an die Sensibilität der Forschenden. So fühlen sich einige Besatzungskinder durch den Titel der Studie von Satjukow und Gries (2015) diskriminiert, obwohl das als Schimpfwort empfundene „Bankerte" deutlich als Zitat gekennzeichnet ist. Die heute erwachsenen Besatzungskinder fühlen sich hier nicht zu Unrecht erneut an den Pranger gestellt und als Subjekte der Forschung wenig wertgeschätzt. Umgekehrt lassen aber auch Netzwerker/innen den erforderlichen Respekt gegenüber Forscher/inne/n vermissen, wenn sie sich die methodische Kompetenz anmaßen, über die Relevanz bestimmter Forschungsansätze zu urteilen und damit den Zugang zu ihren Netzwerken zu öffnen oder zu schließen. Ein häufig vorgebrachter Einwand gegenüber qualitativer Forschung ist der, sie liefere keine repräsentativen Ergebnisse. Das kann – mit Verlaub – auch die quantitativ ausgerichtete Forschung nicht leisten, da Besatzungskinder zu der Gruppe der *hidden population* gehören. Die einzige offizielle Statistik, die über Besatzungskinder existiert, legte das Statistische Bundesamt 1956 vor. Demzufolge wurden in den westlichen Besatzungszonen „insgesamt 66.730 ‚uneheliche Kinder von Besatzungssoldaten' geboren […], von denen 4.681 ‚farbiger Abstammung' waren" (Schröder 2009: 179).[8]

Ein Grundsatz qualitativ-biografischer Forschung besteht darin, möglichst Interviewpersonen zu finden, die das erste Mal mit Wissenschaftler/inne/n über ihre Lebensgeschichte sprechen. Einige der Interviewten haben hingegen mittlerweile den Status professioneller Zeitzeuginnen und -zeugen, die eine durch regelmäßige Wiederholungen eingeübte narrative Identität präsentieren. Die Biografie wird so erzählt, dass sie die Person ein für alle Mal auf diese Identität festlegt. Daran ist das derzeitige mediale Interesse an den Besatzungskindern nicht ganz unschuldig. Verschiedene Studien haben aufgezeigt, wie biografische Sinnstiftung über die Rezeption medialer Berichterstattung funktioniert (vgl. z. B. Seegers 2014). Auch das wiederholte gegenseitige Erzählen der Lebensgeschichten in den Netzwerken reproduziert dieses Phänomen, das aus der biografischen Forschung mit Überlebenden des Holocaust bestens bekannt ist. Besonders deutlich lässt sich die Verfestigung narrativer Strategien im Interview mit Besatzungskindern verfolgen, die ihre Lebensgeschichten aufgeschrieben und publiziert haben sowie regelmäßig für Interviews in Funk, Fernsehen und Printmedien zur Verfügung stehen (vgl. Distelblüten o. J. [2015]; Mesenhöller 2015). Von der einmal entworfenen Erzählung wird im narrativen Interview nur in unbedachten Momenten abgewichen. Diesen Inkonsistenzen oder Brüchen in den lebensgeschichtlichen Erzählungen muss die besondere Aufmerksamkeit der Forscherin/des Forschers gelten. All diese Effekte werden durch die Netzwerke, in denen sich die Betroffenen organisieren und austauschen, zusätzlich in Gang gehalten.

3. Verflechtung von Differenzzuschreibungen

Die Geschichte der Besatzungskinder in Deutschland wird bislang erzählt als die Geschichte einer besonderen vaterlosen Gruppe, die verstärkt struktureller, institutioneller und individueller Diskriminierung ausgesetzt war. Vaterlos wuchsen allerdings während und nach dem Krieg viele Kinder auf. Allein die 5,3 Millionen gefallenen deutschen Soldaten hinterließen fast 2,5 Millionen Halbwaisen und ca. 100.000 Vollwaisen (vgl. Seegers 2008: 128). Diese Kinder hatten oft selbst keine Erinnerungen an ihre Väter; durch Fotos und Erzählungen der Mutter blieben die Väter im Gedächtnis der Familie aber präsent. Die meisten Besatzungskinder wurden unehelich geboren und erfuhren zu Lebzeiten ihrer Mütter zumeist wenig über ihre Erzeuger. Nun stieg die Zahl der nicht ehelich geborenen Kinder in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren sprunghaft an und erreichte 1946 mit 120.000 Kindern auf 733.000 lebend geborenen Kindern einen deutlichen Höhepunkt (vgl. Buske 2004: 196). Die Frage ist, ob die Besatzungskinder in der Wahrnehmung der deutschen Bevölkerung tatsächlich einen solchen ‚Sonderfall' unter den unehelichen Kindern darstellten oder ob sie das nur wurden, wenn andere Differenzzuschreibungen hinzukamen. Zu klären wäre demnach, ob Diskriminierungserfahrungen ausschließlich auf den Status als Besatzungskind zurückzuführen sind. Neben dieser Zuschreibung sind – in Anlehnung an die Debatte über *intersectionality* (vgl. Davis 2008, Knapp 2008, Degele/Winker 2009, Kleinau 2010, Walgenbach 2014) – die

[8] Die Dunkelziffer liegt deutlich höher, da zum Zeitpunkt der Datenerhebung lediglich die unter Vormundschaft stehenden unehelichen Besatzungskinder erfasst werden konnten. Durch Auswanderung der Mutter, Adoption oder nachträgliche Ehelichkeitserklärung fielen jedoch unzählige Kinder aus der Zählung heraus (vgl. Satjukow 2011: 583), die vielleicht bis heute nicht wissen, dass sie von einem unbekannten Besatzungssoldaten abstammen. Neben den genannten Kindergruppen gibt es noch zwei weitere, die in der Statistik nicht auftauchen: Gemeint sind die Kinder, die innerhalb bestehender Ehen geboren wurden, sowie diejenigen, die zum Zeitpunkt der Erfassung bereits gestorben waren.

unterschiedlichen Bedingungen des Aufwachsens von ‚weißen' und ‚schwarzen' Kindern, von unehelichen und ehelich geborenen Kindern, von Jungen und Mädchen in allen vier Besatzungszonen zu berücksichtigen. Soziale Herkunft und religiöse Zugehörigkeit gilt es ebenfalls zu beachten, führten doch die Flüchtlingsströme nach 1945 zu einer Vermischung bis dato eher geschlossener religiöser Milieus. Ob die Kinder einer Liebesbeziehung, einer flüchtigen sexuellen Begegnung oder einer Vergewaltigung entstammen, muss ebenfalls in die Analyse einbezogen werden, da der mit Gewalt erzwungene Sexualverkehr es den meisten Müttern erschwert haben dürfte, eine positive Bindung an das unerwünschte Kind aufzubauen. Kausalitäten dürfen allerdings nicht einfach als gegeben vorausgesetzt werden, da auch enttäuschte Liebe oder gesellschaftliche Diskriminierungen zu Problemen in der Mutter-Kind-Beziehung beigetragen haben können. Die Analyse der Verflechtungen dieser Differenzzuschreibungen erscheint notwendig, damit erfahrene Diskriminierungen, aber auch Unterstützung und Förderung nicht vorschnell und einseitig auf den Status als Besatzungskind, auf Ethnie oder Geschlecht zurückgeführt werden. Was in der Forschung über Besatzungskinder bislang ebenfalls nicht berücksichtigt wurde, ist, dass Männer und Frauen anscheinend unterschiedliche Formen des biografischen Erzählens entwickelt haben, die mit dem elterlichen Erinnerungsstil zusammenhängen. „Sowohl Mütter als auch Väter tendieren dazu, mit Töchtern anders zu erinnern als mit Söhnen" (Fivush 2010: 50). Emotionen und Beziehungen werden in der Kommunikation mit Töchtern ungleich stärker thematisiert als in der mit Söhnen. Daher produzieren Mädchen „etwa ab dem Alter von sechs Jahren deutlich detailliertere, gefühlsbetontere und beziehungsorientiertere Erzählungen ihrer persönlichen und somit subjektiven Vergangenheit als gleichaltrige Jungen" (ebd.: 50–51) und diese unterschiedliche Fähigkeit scheint sich auch im Erwachsenenalter fortzuschreiben.

Eine These, die sich nach der Sichtung der vorhandenen Quellen (Autobiografien, Interviews) und der Fachliteratur aufdrängt, ist die, dass die berichteten Diskriminierungserfahrungen bei ‚weißen' Kindern eher mit ihrem unehelichen Status,[9] ihrer sozialen Herkunft als Flüchtling und/oder ihrer Verankerung in einem streng konfessionellen Milieu zusammenhängen als mit ihrer ‚Abstammung' vom ehemaligen ‚Feind'. Für die optisch sichtbar ‚anderen' Kinder – Nachkommen von afroamerikanischen Soldaten, französischen Kolonialsoldaten, aber auch von nicht-europäischen Rotarmisten – stellt sich dieser Sachverhalt mit Sicherheit anders dar. Gleichwohl bleibt abzuklären, ob beispielsweise die Lebensgeschichte des afroamerikanischen-deutschen Heimkindes Erika (Ika) Hügel, die jahrelange Demütigungen ob ihrer ‚unsittlichen Zeugung' und ihrer Hautfarbe bis hin zu einer Teufelsaustreibung über sich ergehen lassen musste, ein besonders drastisches Einzelschicksal darstellt (vgl. Hügel-Marschall 2012). Der Vortrag von Azziza B. Malanda über afrodeutsche Heimkinder und deren individuelle Bewältigung sozialer Stigmata auf der Tagung über „Besatzungskinder – Wehrmachtskinder. Auf der Suche nach Identität und Resilienz" legt diese Einschätzung doch recht nahe.[10]

Zum Abschluss sei noch eine Bemerkung zum Einsatz von Fotos in Publikationen über Besatzungskinder erlaubt. Oft werden sie als bloße Illustration eingesetzt, ohne dass das Foto selbst einer visuellen Analyse unterzogen würde, z. B. mit den Verfahren nach Breckner (2010) oder Pilarczyk/Mietzner (2005). Die publizierten Fotos unterscheiden sich zumeist nicht von anderen Kinderbildern jener Zeit; sie dokumentieren Statuspassagen wie Taufe, Einschulung, Kommunion oder Konfirmation. „Man sah es mir ja nicht an!" Diese Aussage eines ‚weißen', deutsch-amerikanischen Besatzungskindes bringt den Sachverhalt auf den Punkt. Zur Verdeutlichung, dass es sich tatsächlich um Besatzungskinder handelt, wird dann das Bild eines ‚schwarzen' Kindes mit ‚weißer' Mutter oder in einer Gruppe ‚weißer' Kinder herangezogen. Damit wird auf der visuellen Ebene erneut ein eindimensionaler Blick auf Besatzungskinder in den Forschungsdiskurs hineingeholt, den wir auf der Ebene der Texte doch angetreten sind, zu überwinden.

4. Fazit

Besatzungskinder müssen bei der Erzählung ihrer Lebensgeschichte nicht den Erwartungen der Forscher/innen entsprechen, im Gegenteil: Qualitative Interviewstudien arbeiten nach dem Grundsatz des maximalen Kontrasts, um die ganze Spannbreite menschlicher Lebenserfahrungen herauszuarbeiten. So wie es nicht die Kindheit im Nationalsozialismus gibt und sich nicht einmal jüdische Kindheiten im Nationalsozialismus auf einen Nenner bringen lassen, sowenig gibt es eine homogene Kindheit der Besatzungskinder.

Umgekehrt müssen aber auch die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung nicht den Erwartungen der Betroffenen entsprechen. Zwischen Wissenschaftler/inne/n, deren Aufgabe es ist, die subjektiven Verarbeitungsformen lebensgeschichtlicher Erfahrungen in den politik-, sozial-, kultur- und geschlechterhistorischen Kontext einzuordnen, und Betroffenen bleibt eine Distanz

[9] In den 1950er Jahren gaben in einer Umfrage 33 % der Befragten an, sie hätten keine Vorbehalte gegenüber ledigen Müttern, 41 % wollten es vom speziellen Fall abhängig machen, 18 % missbilligten uneheliche Mutterschaft in jedem Fall. Allerdings gaben *alle* Befragten an, eine Mutterschaft „aus Leichtsinn und Verantwortungslosigkeit" sei generell abzulehnen (vgl. Pongratz 1964: 4).

[10] Vgl. den Tagungsbericht von Daniela Reinhardt auf http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=6069.

bestehen, die nicht bagatellisiert werden darf, sondern ausgemessen und analysiert werden muss (vgl. Lüdtke 1998: 631). Um nicht missverstanden zu werden: Damit soll keineswegs dem in der Auseinandersetzung zwischen Sozialhistoriker/inne/n und Oral-History-Forscher/inne/n vielzitierten Bonmot vom ‚Zeitzeugen als dem natürlichen Feind des Historikers' das Wort geredet werden, hinter dem sich – relativ unverblümt – der Anspruch der Sozialhistoriker/innen auf Deutungshoheit verbirgt. Das subjektive Gedächtnis der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen stellt zweifelsohne eine wichtige Dimension im Prozess historischer Erkenntnisgewinnung dar, aber die Interviewten erzählen nicht, ‚wie es wirklich war', sondern vermitteln jeweils eine ganz persönliche Verarbeitungsform dessen, was sie biografisch erlebt haben. Wenn die Forschung über Besatzungskinder, die das eigene Erleben über den subjektiven Erkenntnishorizont hinaus ausweitet, Zusammenhänge herstellt und vermittelt, von den Betroffenen und insbesondere von den Netzwerkbetreiber/inne/n „als eine notwendige Ergänzung […], nicht als etwas Neues, Fremdes oder Oppositionelles" (Schörken 2004: 155) begriffen werden könnte, wäre der Grundstein für eine fruchtbare Zusammenarbeit gelegt.

Literaturverzeichnis

- Andresen, Knud, Apel, Linde & Heinsohn, Kirsten (Hrsg.) (2014): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute. Göttingen: Wallstein.
- Baur-Timmerbrink, Ute (2015): Wir Besatzungskinder. Töchter und Söhne alliierter Soldaten erzählen. Berlin: Ch. Links.
- Behlau, Winfried (Hrsg.) (2015): Distelblüten. Russenkinder in Deutschland. Bremen: Selbstverlag.
- Bois-Reymond, Manuela du (2001): Die Oral-History Methode. Königsweg oder Schleichpfad der historischen Kinderforschung? In: Imbke Behnken & Jürgen Zinnecker (Hrsg.): Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte. Ein Handbuch. Seelze: Kallmeyersche Verlagsbuchhandlung, S. 218–232.
- Breckner, Roswitha (2010): Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien. Bielefeld: transcript.
- Buske, Sibylle (2004): Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland 1900–1970. Göttingen: Wallstein.
- Davis, Kathy (2008): Intersectionality in Transatlantic Perspektive. In: Cornelia Klinger & Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 19–35.
- Degele, Nina & Winker, Gabriele (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.
- Fehrenbach, Heide (2001): ‚Ami-Liebchen' und ‚Mischlingskinder'. Rasse, Geschlecht und Kultur in der deutsch-amerikanischen Begegnung. In: Klaus Naumann (Hrsg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg: Hamburger Edition, S. 178–205.
- Fehrenbach, Heide (2005): Race after Hitler. Black Occupation children in postwar Germany and America. Princeton/Oxford: Princeton University Press.
- Gebhardt, Miriam (2015): Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigungen deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs. München: DVA.
- Jensen Olaf & Welzer, Harald (2003): Ein Wort gibt das andere, oder Selbstreflexivität als Methode. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research 4/2. Verfügbar über: www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03jensenwelzer-d.htm. Letzter Zugriff am 3.7.2015.
- Kaiser, Marie et al. (2015): Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungskind in Deutschland. Psychologische Hintergründe eines quantitativen Forschungsprojekts. In: Silke Satjukow & Barbara Stelzl-Marx (Hrsg.): Besatzungskinder. Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland. Böhlau: Wien, S. 39–61.
- Klein, Regina (2000): Am Anfang steht das letzte Wort. Eine Annäherung an die „Wahrheit" der tiefenhermeneutischen Erkenntnis. In: BIOS 12/1, S. 77–97.
- Kleinau, Elke (2010): Klasse, Nation und „Rasse" – Intersektionelle Perspektiven in der genderorientierten Historischen Bildungsforschung. In: Der pädagogische Blick. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis in pädagogischen Berufen, 18/2, S. 68–81.
- Kleinau, Elke & Mochmann, Ingvill C. (2015): Wehrmachts- und Besatzungskinder: Zwischen Stigmatisierung und Integration. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ), 65/16–17, S. 34–40.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): „Intersectionality" – ein neues Paradigma der Geschlechterforschung? In: Rita Casale & Barbara Rendtorff (Hrsg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld: transcript, S. 33–53.
- Lee, Sabine (2009): Kinder amerikanischer Soldaten in Europa. Ein Vergleich der Situation britischer und deutscher Kinder. In: Historical Social Research 34/3, S. 321–351.

- Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette (2002): Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder" im Nachkriegsdeutschland. Berlin: Metropol.
- Lorenz, Hilke (2005): Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation. Berlin: List.
- Lüdtke, Alf (1998): Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.): Geschichte. Ein Grundkurs. Reinbek: Rowohlt, S. 628–649.
- Mesenhöller, Mathias (2015): Wir Russenkinder. In: GEO Magazin Nr. 05/15, S. 116–134.
- Pilarczyk, Ulrike & Mietzner, Ulrike (2005): Das reflektierte Bild. Die seriell-ikonographische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Bad Heilbrunn.
- Mochmann, Ingvill C., Lee, Sabine & Stelzl-Marx, Barbara (2009): The Children of the Occupations Born During the Sexond World War and Beyond – An Overview. In: Historical Social Research, 34/3, S. 263–282.
- Niethammer, Lutz (1978): Oral History in USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen. In: Archiv für Sozialgeschichte 18, S. 457–501.
- Niethammer, Lutz (1985): Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History. In: Lutz Niethammer & Alexander von Plato (Hrsg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten". Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Bonn: Dietz, S. 392–445.
- Pongratz, Lieselotte (1964): Prostituiertenkinder. Umwelt und Entwicklung in den ersten acht Lebensjahren. (Sozialwissenschaftliche Studien, Heft 6). Stuttgart: Gustav Fischer.
- Radebold, Hartmut, Bohleder, Werner & Zinnecker, Jürgen (Hrsg.) (2009): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zu Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. 2. Auflage, Weinheim/München: Juventa.
- Satjukow, Silke (2011): „Besatzungskinder". Nachkommen deutscher Frauen und alliierter Soldaten seit 1945. In: Geschichte und Gesellschaft, 37, S. 559–591.
- Satjukow, Silke & Gries, Rainer (2015): „Bankerte!" Besatzungskinder in Deutschland nach 1945. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Satjukow, Silke & Stelzl-Marx, Barbara (Hrsg.) (2015): Besatzungskinder. Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland. Böhlau: Wien.
- Schörken, Rolf (2004): Die Niederlage als Generationenerfahrung. Jugendliche nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft. Weinheim/München.
- Schröder, Joachim (2009): ‚Betrifft: Uneheliche deutsche farbige Mischlingskinder'. Ein aufschlussreiches Kapitel deutscher Bildungspolitik. In: Martin Spetsmann-Kunkel (Hrsg.): Gegen den Mainstream. Kritische Perspektiven auf Bildung und Gesellschaft. Festschrift für Georg Hansen. Münster: Waxmann, S. 176–201.
- Seegers, Lu (2008): Vater-Los – Der gefallene Vater in der Erinnerung von Halbwaisen in Deutschland nach 1945. In: José Brunner (Hrsg.), Mütterliche Macht und väterliche Autorität. Elternbilder im deutschen Diskurs. Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXXVI, S. 128–151.
- Seegers, Lu (2014): Fernsehbilder und innere Bilder. Überlegungen zum Zusammenhang von Geschichtsfernsehen und biografischer Sinnstiftung. In: Knud Andresen, Linde Apel & Kirsten Heinsohn (Hrsg.) (2014): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute. Göttingen: Wallstein, S. 161–180.
- Stelzl-Marx, Barbara (2012): Stalins Soldaten in Österreich. Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945–1955. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München.
- Walgenbach, Katharina (2008): Whiteness Studies als kritisches Paradigma für die historische Gender- und Bildungsforschung. In: Wolfgang Gippert, Petra Götte & Elke Kleinau (Hrsg.): Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven. Bielefeld: transcript, S. 45–66.
- Walgenbach, Katharina (2014): Heterogenität, Intersektionalität, Diversity in der Erziehungswissenschaft. Opladen/Farmington Hills: Budrich.
- Welzer, Harald, Moller, Sabine & Tschuggnall, Karoline (2002): „Opa war kein Nazi". Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt a. M: Fischer.
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History. In: Michael Mauer (Hrsg.): Neue Themen und Methoden in der Geschichtswissenschaft. Stuttgart: Reclam, S. 81–151.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Elke Kleinau
Universität zu Köln
Humanwissenschaftliche Fakultät
Gronewaldstraße 2
50931 Köln
Tel.: (0221) 470-4732
elke.kleinau@uni-koeln.de